

Friedrich Staub.

Von Dr. K. Schnorf.*



I. *gest. 1896*

Friedrich Staub wurde am 30. März 1826 in Männedorf am Zürichsee geboren. Schon sehr früh verlor er seinen Vater, worauf seine und der Geschwister häusliche Erziehung ausschließlich der verständigen und energischen Mutter zufiel. Den ersten Unterricht erhielt Fritz in einer Privatschule seines Heimatortes; später trat er in die dortige Sekundarschule über, wo damals ein ungemein tüchtiger Lehrer, Johann Jakob Bär mit Namen, wirkte. Dieser treffliche Mann, an dessen anregenden Unterricht Staub sein ganzes Leben lang sich mit Dank und Freude erinnerte, wußte den aufgeweckten Knaben namentlich für das Studium seiner Muttersprache zu begeistern, so daß er schon als Sekundarschüler die heimatliche Mundart aufzuzeichnen begann. Auch am Gymnasium in Zürich, das er im Jahre 1839 bezog, wandte Staub von Anfang an den Sprachfächern, besonders dem Deutschen, die größte Liebe und Aufmerksamkeit zu. 1845 ließ er sich, nachdem er die Maturitätsprüfung mit vorzüglichem Erfolg bestanden und auch, als einer der besten Schüler seiner Klasse, die damals übliche Abiturientenrede gehalten hatte, an der zürcherischen Universität als stud. theol. einschreiben. Doch besuchte er weniger eigentlich theologische als vielmehr philologische, historische und philosophische Vorlesungen; seine Lehrer waren Hitzig, Sauppe, J. C. von Orelli, H. Schweizer, J. Frei, S. Vögelin, Mittler, Hottinger, Bobrik und A. Schweizer. Nach zweijährigem Studium an der Universität begab sich Staub zum Abschluß seiner mehr und mehr ausschließlich philologischen Studien nach Bonn. Sehr gerne hätte er nun einige Jahre in fremden Landen zugebracht, allein auf den Wunsch

* Folgendem Nekrolog liegt nebst manchem andern Nachruf auf Staub namentlich der von Prof. A. Bachmann in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ veröffentlichte zu Grunde, den ich hie und da, hauptsächlich im ersten Teil, wörtlich benutzt habe. Außerdem bin ich der Familie des Verstorbenen, sowie Hrn. Prof. Dr. J. Frei für verschiedene Mitteilungen, ganz besonders aber dafür zu Dank verpflichtet, daß sie mir eine Reihe von Briefen und Tagebuch-Aufzeichnungen Staubs zur Benutzung überließen.

273 C
Nef

seiner Mutter nahm er bald bei einem väterlichen Freunde, Billeter, der in Männedorf eine angesehene Erziehungsanstalt leitete, eine Lehrstelle an; und als kurze Zeit hernach Billeter in die kantonale Regierung berufen wurde, übernahm Staub sogar die Leitung des Instituts. Zehn Jahre lang stand er demselben mit großem Erfolge vor; seine Anstalt zum „Felsenhof“ erfreute sich des besten Rufes, und zwar sowohl im In- wie auch im Auslande.

Da traf ihn mitten in dieser segensreichen Thätigkeit ein schwerer Schicksalschlag: nach kaum einjähriger Ehe wurde ihm seine vorzügliche Gattin Maria Elisabetha (geb. Lüthi) 1853 durch den Tod entrissen. Auch der Umstand fing an ihn zu beunruhigen, daß er neben der anstrengenden Berufsarbeit fast keine Zeit mehr fand, sich seinen geliebten Sprachstudien, besonders der Erforschung der Mundart zu widmen. Es drängte ihn, ganz der Wissenschaft zu leben; und diesem Wunsche opferte er im Jahre 1858 seine schöne und einträgliche Stelle, indem er das Institut seinen bisherigen Mitarbeitern überließ. 1859 erwarb er sich während eines Aufenthaltes in England tüchtige Kenntnisse in der englischen Sprache, worauf er nach Zürich zurückkehrte, um sich hier mit den neueren germanistischen Forschungen gründlich vertraut zu machen. Alles, was Staub von jetzt an that, war auf das eine große Ziel gerichtet, „die unter dem Einfluß der modernen politischen und kulturellen Verhältnisse rasch und unwiederbringlich dahinschwindenden Sprachschätze der Heimat zu sammeln und für die Nachwelt zu retten.“

Wichtige öffentliche Stellungen hat der unermülich thätige Sammler und Forscher nicht bekleidet; immerhin wurde er 1861 in die Aufsichtskommission des kantonalen Gymnasiums gewählt, der er als eifriges Mitglied bis zum Jahre 1869 angehörte. Ferner leistete er von 1871—1887 der Zürcher Stadtbibliothek zuerst als zweiter, dann als erster Unterbibliothekar, endlich neben Dr. Escher als Leiter der Bibliothek wesentliche Dienste.

1863 vermählte sich Staub zum zweitenmal mit Silvia Josephine Rüegg, in der er eine treffliche Gattin fand, die ihm bis zu seinem Tode in Freud und Leid treu zur Seite stand. Mit ihr führte er ein musterhaftes Familienleben, in dem ein wahrhaft guter Geist herrschte. Sechs Kinder, ein Sohn aus erster Ehe, vier Knaben und ein Mädchen aus zweiter Ehe, erheiterten und verschönerten das Dasein des glücklichen Elternpaares. Doch sollte auch dieser Familienkreis nicht von schweren Heimsuchungen verschont bleiben. 1864 starb Staubs geliebte Mutter, bald darauf sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, hernach seine treue Schwiegermutter und endlich sein einziger Bruder. Auch hatte sich Staub schon seit längerer Zeit bei der aufreibenden Arbeit für das Idiotikon ein schweres Augenübel zugezogen, so daß er schließlich nur noch notdürftig lesen und schreiben konnte. All das

erweckte oft trübe Gedanken in dem sonst so heitern und geselligen Manne. Am 19. Dezember 1884 schrieb er in sein Tagebuch: „Ich bin wohl am Ende meiner Carriere. Mein Gesicht versagt in dieser Winterszeit den Dienst wenigstens zum Lesen. Ach Gott, das arme Idiotikon! Und ich Unglücklicher, was soll ich noch auf dieser Welt inmitten so vieler Aufgaben, welche ich nicht mehr kann fördern helfen, wie sehr mein Herz an denselben hängt!“ — Als im Jahre 1895 sein hochgelehrter, tüchtiger und langjähriger Mitarbeiter Professor Dr. Ludwig Tobler ihm durch den Tod entrissen wurde, schrieb Staub einem seiner Freunde: „Nun hat er seine Bürde abgelegt. Mir aber bleibt das Heimweh nach ihm wie nach Lütolf;* doch geht es nur noch eine kurze Spanne Zeit, bis daselbe wird gestillt werden.“

Von jetzt an beschlichen ihn häufig Todesahnungen, die ihn auch nicht täuschen sollten. Als die Kirchenglocken das Jahr 1896 einläuteten, sprach Staub unter Thränen zu mir: „Den Sylvester dieses Jahres werde ich nicht mehr erleben.“ Zwar hätte damals wohl noch niemand in dem scheinbar stets rüstigen Manne, der bis zum letzten Sommer seines Lebens die gewohnten Spaziergänge mit jugendlicher Frische auszuführen schien, einen Todeskandidaten gesucht; allein Näherstehenden vertraute er doch gelegentlich, daß er nur noch mit großer Selbstüberwindung einer allmählich überhandnehmenden Herzschwäche und teilweisen Lähmung seines linken Beines zu widerstehen vermöge. Wie er es seit Jahrzehnten gewohnt war, so wollte er auch im Sommer 1896 die Ferienwochen in irgend einem abgelegenen Hochthale unserer Gebirge verbringen, um in der freien Alpenluft neue Kraft und frischen Mut zur Fortsetzung seines großen Lebenswerkes zu schöpfen. Schließlich fiel die Wahl seines letzten Ferienaufenthaltes auf Landegg bei Rorschach. Dort zog er sich bei einem Gewitter eine Erkältung zu, die zu einer Brustfellentzündung und endlich zu einer Lungenentzündung führte. Nach sechs Tagen schweren Leidens konnte der Kranke zwar noch nach Hause übergeführt werden; hier jedoch trat bald ein Schwächezustand ein, der jede Hoffnung auf Genesung ausschloß. Bei vollem Bewußtsein starb Fritz Staub Montag den 3. August, abends 7 Uhr. Auf dem stillen Friedhof zu Fluntern, von dessen Höhe er so oft auf die gewaltig anwachsende Stadt Zürich hinunter und zu den herrlichen Bergen der Inner-schweiz hinüber geschaut hatte, ruht die sterbliche Hülle dieses eigenartigen Mannes, den seine engere und weitere Heimat stets zu den treuesten und besten ihrer Söhne zählen wird.

* Chorherr und Professor in Luzern, ein Gelehrter, der sich um das schweizerische Idiotikon ein großes Verdienst erworben hat; gest. 1879.

II.

So hat ein edles und reichgesegnetes Leben auf dem Höhepunkt der Reife seinen Abschluß gefunden, bevor die Tage der Arbeitsunfähigkeit heranrückten. Auch darin zeigt sich die Fügung eines gütigen Geschickes, denn dem rastlos Thätigen wäre wohl ein Dasein ohne Arbeit die größte Qual gewesen. Staub war ein herzenguter, durchaus uneigennütziger und beispiellos bescheidener Mann. Aller Gelehrtendünkel, aller Neid war ihm fremd. Gerne anerkannte er die Leistungen und Verdienste anderer, während er die eigenen nie im Munde führte. Als ihm die philosophische Fakultät der Zürcher Hochschule im Oktober 1868 „auf Grund seiner für die Wissenschaft so bedeutenden Vorarbeiten für das Schweizer Idiotikon und wegen seiner soeben erschienenen Schrift über das Brot“ den Dokortitel honoris causa verlieh, da hielt er sich dieser wohlverdienten Auszeichnung für unwürdig; nach wie vor schrieb der schlichte und einfache Mann seinen Namen, ohne von seinem Titel je Gebrauch zu machen. Fast alle die vielen Aufrufe und Berichte, die Staub zu Gunsten des Idiotikons verfaßt hat, erschienen sogar ganz ohne seinen Namen; nicht einmal die Hefte des Idiotikons sollten nach seiner Ansicht die Namen ihrer Bearbeiter tragen. In seiner Uneigennützigkeit stellte er selbst völlig Fremden das ganze mit unendlicher Mühe für das schweizerdeutsche Wörterbuch gesammelte Material zur Verfügung, ohne auch nur im geringsten auf die Erwähnung seines Verdienstes Anspruch zu erheben.

Ebensowenig pflegte Staub die vielen Wohlthaten, die er den Armen und vom Schicksal Verfolgten erwies, an die große Glocke zu hängen. Während es ihm stets die reinste Freude bereitete, im Stillen Not und Jammer zu lindern, war es ihm im Innersten zuwider, durch so viele Sammlungen für wohlthätige Zwecke sich mehr oder weniger gezwungen zu sehen, seinen Namen und wo möglich auch den Betrag seiner Gabe gleichsam öffentlich zur Schau zu stellen. Unlauteres Wesen und selbstsüchtige Motive fanden vor ihm keine Gnade, wie er auch umgekehrt ein unentwegter Verfechter alles dessen war, was ihm als wahr und gut erschien. Ein ungekünsteltes und unerschütterliches Gottvertrauen gaben ihm die Kraft, auch harte Schicksalsschläge mit Ruhe zu ertragen. In guten Tagen aber verbreitete er, namentlich in Freundeskreisen, durch die Heiterkeit seines Gemütes und den köstlichen Humor, der ihm eigen war, oft den schönsten Sonnenschein. Am liebsten wanderte er, ein ausgezeichnete Fußgänger, mit den Seinen hinaus in die herrliche Gottesnatur, deren Wunder ihn mit heiliger Begeisterung erfüllten. Mit wahrhaft rührender Liebe hing er an seinem unvergleichlich schönen Vaterlande, das er nach allen Richtungen zu durchstreifen und kennen zu lernen bemüht war. Vom Wirbel bis zur Zehe war er ein Schweizer, der, ohne freilich jemals eine sogenannte „öffentliche Rolle“ zu spielen, doch auch an allen politischen Fragen, die seine Heimat be-

wegten, lebhaften Anteil nahm. Allerdings gefiel ihm die neuere Entwicklung der Dinge in Kanton und Eidgenossenschaft nicht mehr. „Als 1891“, erzählt A. S(ocin) von ihm, „gerade fünf Jahre vor seinem Tode, der Klang aller Glocken im ganzen Lande das 600jährige Bestehen des Schweizerbundes verkündete, da mußte Staub weinen wie ein Kind; denn er hatte die Ahnung, daß sie im Jahre 1991 nicht mehr läuten werden. Er war zu tief in die Geschichte unseres Landes eingedrungen, zu innig verwoben mit der Sitte und dem Denken des Schweizervolkes, um nicht zu wissen, daß mit der absichtlichen oder unabsichtlichen Beseitigung des historisch gewordenen kantonalen Lebens jedesmal wieder ein Stück Schweizertum verloren geht.“

III.

Staubs Lebenswerk ist das Idiotikon. Zwar treffen wir, abgesehen von dem vorzüglichen bayrischen Wörterbuch von Schmeller, auch auf dem Boden der Schweiz schon viel früher ähnliche Bestrebungen und Unternehmen. Bereits 1756 machte sich der bekannte Johann Jakob Bodmer in Zürich an die Ausarbeitung eines Zürcher Idiotikons, von dem er im folgenden Jahre eine Probe veröffentlichte. Dann folgte ein Idioticon Bernense und ein Idioticon Rauracum. Weit wichtiger jedoch ist der 1806 und 1812 in zwei Bänden veröffentlichte „Versuch eines schweizerischen Idiotikons“ von Franz Joseph Stalder; und mit noch viel gründlicherer Durcharbeitung des Stoffes legte 1837 Dr. Titus Tobler die Idiotismen eines engeren geographischen Gebietes in seinem „Appenzellischen Sprachschatz“ nieder. Im Jahre 1845 erließ die Antiquarische Gesellschaft in Zürich einen von Ferdinand Keller und Ludwig Ettmüller unterzeichneten Aufruf zur Sammlung eines umfassenden schweizerdeutschen Wörterbuches; allein aus Mangel an gehöriger Unterstützung blieb auch dieser Anlauf ohne den gewünschten Erfolg.

Da endlich fand sich in Friedrich Staub der Mann, der wie kein zweiter befähigt war, die ganze Angelegenheit ins richtige Geleise zu bringen. Am 15. Februar 1862 hielt er in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich einen Vortrag über „Wert und Bedeutung des Dialektes“. Seine gründlichen und fein durchdachten Ausführungen fanden allgemeine Zustimmung. Sofort wurde eine Kommission gewählt, der neben Staub die Professoren H. Schweizer-Sidler, G. von Wyß, Salomon Vögelin und K. Thomann angehörten, und die „über Mittel und Wege zur Sammlung der in den schweizerdeutschen Dialekten enthaltenen sprachlichen Schätze beraten und von sich aus die zur Verwirklichung des Planes geeigneten Schritte thun sollte.“ Im Juni 1862 erschien ein neuer, von Staub verfaßter, ans ganze Schweizervolk gerichteter Aufruf, der in eindringlichen Worten auf die ebenso unleugbare, als wehmütig stimmende Thatsache hinwies, daß unsere nationalen Eigentümlich-

keiten, auf die wir uns so gerne und mit Recht etwas zu gute thäten, eine nach der andern abbröckeln und dem gleichmachenden und verschleifenden Zuge der Zeit anheimfallen, daß aber auf keinem Boden das Verderbnis so heimlich und darum so sicher einerschleiche, wie auf dem unserer Mundarten. „Mit unserer eigentümlichen Sprache aber würden wir unsere schweizerische Denkart aufgeben, würden aufhören, wir selber zu sein. So lange wir unsere Sprache festhalten, so lange hält die Sprache uns als eine Nation zusammen und schützt unsere Individualität besser als der Rhein.“ — Wohl sah Staub ein, daß es thöricht wäre, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozeß zu stemmen; seine und des ganzen Schweizervolkes Aufgabe erblickte er vielmehr darin, einen so bedeutenden Dialekt nicht hinsterven zu lassen, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen; das schon von Lessing und Herder geschätzte Schweizerdeutsch wollte er noch in der letzten Stunde nutzbar machen, namentlich für die Schule, und es der Wissenschaft retten.

Diese neue Anregung zur Sammlung eines schweizerdeutschen Wörterbuches fand fast überall begeisterten Anklang, und in verhältnismäßig kurzer Zeit strömte der Zentralstelle in Zürich ein gewaltiges Material zu. Es zeigte sich nun, daß seit Stalder und Tobler die Aufmerksamkeit für die Volkssprache und die Ahnung von der Dringlichkeit des Sammelns gewissermaßen in der Luft lag. Alle Stände des Volkes, alle Berufskreise, selbst die Geschlechter und Alter wetteiferten in der Beteiligung an der Sammlung; gegen 400 vom gleichen Geiste erfaßte Genossen arbeiteten dem Idiotikon freudig und selbstlos in die Hände. Allein jetzt galt es, die einlaufenden Beiträge zu sichten und zu ordnen, schon Gedrucktes für das Wörterbuch auszuziehen, der guten Sache immer wieder neue Freunde zu werben und sie zur Mitarbeit anzuleiten. Der Löwenanteil bei der Bewältigung dieser unglaublich schwierigen Aufgabe fiel natürlich von Anfang an Staub zu; er war die Seele des ganzen Unternehmens. Nach sechs Jahren rastloser Thätigkeit veröffentlichte er bei S. Hirzel in Leipzig die treffliche Schrift: „Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons.“ In der Vorrede zu diesem 186 Oktavseiten starken Buche heißt es: „Es galt zunächst den Mitarbeitern und andern Freunden des im Werden begriffenen Stalder Redivivus das vielfach begehrte Lebenszeichen zu geben, aus welchem sie nicht bloß sich überzeugen sollten, daß ihre daran gewendete Mühe und Teilnahme nicht in einen bodenlosen Schlund auf Nimmerwiedersehen gefallen sei, sondern auch die Veranlassung bekämen, sich ein Urteil über die Befähigung der zunächst bethätigten Personen zu bilden. — Der geradeste Weg wäre nun allerdings ein Prohebogen aus dem Idiotikon selber gewesen; allein das Stadium, in welchem sich die Vorarbeit leider zur Stunde noch befindet, macht denselben einstweilen zur Unmöglichkeit.“

Im Herbst 1868 erschien der von Staub verfaßte Rechenschaftsbericht des Idiotikons an die Mitarbeiter. Darin wurde die ganze Entwicklung des Unternehmens bis zu dem erwähnten Zeitpunkte mit Angabe sämtlicher Mitarbeiter und Beiträge in ausführlicher Weise dargelegt. Ferner wies Staub auf die dringende Notwendigkeit einer möglichst gründlichen Ausbeutung der Volksliteratur hin. „Diese spezielle Arbeit aber müssen wir von uns ab den betreffenden Kantonen zuweisen, nicht sowohl weil vom Zentrum aus nicht die ganze Fülle überschaut und erreicht werden kann, als vielmehr weil die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Schrift für die Darstellung der Mundart und die Oberflächlichkeit, welche die Skribenten in der Verwendung der Volkssprache sich erlauben, die gänzliche Vertrautheit mit dem betreffenden Idiome zur Bedingung machen, damit dem Idiotikon nicht mehr Nachteil als Förderung aus solcher Arbeit entstehe. Namentlich die mit der Präntation auf Mundart geschriebenen Produkte und darunter besonders diejenigen in gebundener Rede bedürfen der durchgehenden Korrektur und Kritik, bevor sie nutzbar gemacht werden können; auch die Prosa erheischt die nachbessernde Hand, da sie meistens wohl Mundart, aber nicht die Sprache des Volkes darbietet, in der Sprache der Bücher gedacht und nur mit mehr oder weniger Glück ins Schweizerische zurückübertragen ist. Nun gibt es allerwärts gebildete Leute, welche ein besonders ausgebildetes Gefühl für die Reinheit ihrer eigenen Mundart besitzen und den Geist der Volkssprache zu reproduzieren vermögen. Möchten solche sich für einmal nur der nicht uninteressanten Aufgabe der Verifikation unterziehen; das mechanische Geschäft des Ausschreibens wollten wir am Ende zu den andern Bürden auf uns nehmen.“ (S. 78.) Am Schluß seiner Ausführungen machte Staub auch auf die großen Schätze aufmerksam, die durch das Excerptieren der ältern schweizerischen Litteratur für das Idiotikon gewonnen werden könnten, ein Hinweis, der zwar noch bis zum Jahre 1874 fast unbeachtet bleiben sollte, dann aber in dem erweiterten Arbeitsprogramm der durch Ludwig Tobler verstärkten Redaktion gebührend berücksichtigt wurde.

Nachdem so das Unternehmen eine breitere und durch staatliche Unterstützung gesichrtere Grundlage erhalten hatte, schritten die beiden Redaktoren im Herbstmonat 1874 zur Herausgabe der (32 Quartseiten starken) „Proben“ aus dem gesammelten Material. Während nun Staub in der Schrift über „das Brot“ mit aller Behaglichkeit hatte ausführen können, was einst im Wörterbuche selbst nur im Resultate registriert werden durfte, und umgekehrt aus Rücksicht für einen größern Leserkreis manches, namentlich die Quellenangaben, deren das Idiotikon nicht entraten konnte, hatte bei Seite lassen müssen: sollten die „Proben“ durch die Ausführung der darin behandelten Artikel, sowie auch in Format und Ausstattung ein deutlicheres Bild von dem künftigen Wörterbuche geben. Nur der allerdings wichtige

und schwierige Entscheid über die Wahl der Anordnung wurde erst später getroffen, und zwar nach der im Sommer 1876 von Staub verfaßten klaren und erschöpfenden Broschüre: „Über die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern“ zu Gunsten des Schmeller'schen Systems. Nach diesem gruppieren sich die verwandten und zusammengehörigen Wörter wie von selbst zu einer übersichtlichen Familie, während bei Anwendung der gewöhnlichen alphabetischen Reihenfolge das Zusammengehörige gänzlich auseinandergerissen würde. Erst jetzt konnte das Material endgültig geordnet, erst jetzt die abschließende Redaktion in Angriff genommen werden. Da galt es, alles auszuschneiden, was nicht in den vorgeschriebenen Rahmen des Werkes hineinpaßte, ungenaue Angaben durch Fragen an die Mitarbeiter zu ergänzen, etymologische und sachliche Erklärungen hinzuzufügen. Auf die Bezeichnung des Accentes, der Quantität und der Klangfarbe der mundartlichen Wörter und Laute, deren Bedeutung für Grammatik und Etymologie nicht hoch genug angeschlagen werden kann, hatte man noch beim Probefbogen beinahe ganz Verzicht leisten müssen, da man der Offizin für diese bloß vorläufige kleinere Arbeit die Anschaffung besonderer Schriftzeichen nicht hätte zumuten dürfen. Alles das konnte erst jetzt definitiv geregelt werden.

Nun mußte man noch einen Verleger für das Werk zu gewinnen suchen. Von 26 Buchhandlungen, die angefragt wurden, zeigten sich nur 5 zu dem Wagnis bereit. Schließlich verständigte man sich mit Herrn J. Huber in Frauenfeld, der dann in der That für eine glänzende Ausstattung des Idiotikons sorgte und trotzdem mit Hintansetzung eigener Vorteile den Preis des Werkes beispiellos niedrig ansetzte; dafür sind ihm alle Freunde des patriotischen Unternehmens zu warmem Danke verpflichtet.

Endlich erschien das langersehnte erste Heft des Idiotikons im Jahre 1881. Nicht ohne einige Bangigkeit um den äußern Erfolg des Werkes, aber getrost in dem Bewußtsein, ihr Möglichstes gethan zu haben, sahen die beiden wackern Redaktoren einer sachkundigen und billigen Kritik entgegen. Freilich hatte Staub unterm 5. Januar 1880 seinem Freunde Prof. Dr. J. Frei geschrieben: „Es ist meine lebhafteste Überzeugung, daß die Veröffentlichung unseres Werkes auch jetzt noch eine überstürzte ist, und ich kann mich in den irrationellen Bruch nur in der Erwägung fügen, daß der Ausbau wegen unserer Armut an finanziellen Mitteln ohnehin unmöglich wäre. Daß diese meine Ansicht vom großen Haufen nicht begriffen und nicht geteilt wird, macht mich nicht irre.“ Die freudige Anerkennung aber, mit der die erste Lieferung des nationalen Werkes von der Kritik des In- und Auslandes begrüßt wurde, durfte auch die gewissenhafteste Redaktion beruhigen. „Die Schweizer,“ heißt es in der Köln. Zeitung vom 20. Juni 1881, „haben ihre herrlichen Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Wissenschaft längst zugänglich gemacht und setzen mit diesen Sprachdenkmälern

ihrem berühmten Vaterlandsfinne ein würdiges Denkmal und jenen genannten Publikationen die Krone auf.“ — Am Schlusse einer Besprechung des ersten Heftes unseres Wörterbuches in der Zeitschrift für deutsches Altertum (N. F. XIV, 2) sagt Franz Lichtenstein: „Es erübrigt nur noch, dem viel versprechenden, weit ausschauenden Werke, welches wie so manche andere Arbeit der letzten Jahre den deutschen Studien der Schweiz alle Ehre macht, rüstigen Fortgang und weite Verbreitung zu wünschen. Möchte auch unser etwas entnervtes Schriftdeutsch an dem frischen Quell der unserer alten Sprache so nahe stehenden Mundart manch stärkenden Trunk thun!“ — Im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie (1881, S. 394) schreibt K. Weinhold: „Die Herausgeber wünschen ihre Arbeit nicht nach der ersten Lieferung beurteilt, weil darin wenige wirklich bedeutende Wörter vorkommen. Indessen läßt sich die Methode sehr wohl daraus erkennen, sowie der Reichtum der Sammlung ahnen. So stehn wir auch nicht an, das erste Heft des schweizerischen Idiotikons nach seiner ganzen innern Ausführung, sowie nach der typographischen Seite hin als eine schöne Leistung zu rühmen und für eine Zierde der dialektischen Litteratur zu erklären. Wir hoffen zuversichtlich, daß die patriotische Unterstützung der deutschen Schweizer das große Unternehmen glücklich bis an das Ende tragen werde.“

In der Schweiz selbst wurde der Erstling des vaterländischen Wörterbuches begreiflicherweise mit einhelligem Jubel empfangen. Die ersohnte Stunde hatte geschlagen; die erste Garbe der reichen Ernte war eingeheimst, und beim Anblick ihrer hundert schweren Ähren rief man freudig aus: „Sie ist glücklich gelungen, die große Arbeit, und wird ferner gelingen!“ (Vgl. „Bibliographie der Schweiz“, 1881, S. 45 ff.) Und doch war die zu lösende Aufgabe so ungemein schwer. Sowohl praktischen als wissenschaftlichen Zwecken mußte das Wörterbuch dienen; nicht nur für jeden Gebildeten aus dem Volke mußte es genießbar und anziehend geschrieben sein, sondern auch den hohen Anforderungen der heutigen Sprachforschung Genüge leisten. Dazu kommt noch, daß es viel schwieriger ist, ein mundartliches Wörterbuch abzufassen als das einer geregelten Schriftsprache. „Es ist die Botanik des Urwaldes gegen die wohlgepflegter Gärten.“ Überdies mußte das Idiotikon alle Gruppen der lautlich so bedeutend auseinandergehenden Mundarten der gesamten deutschen Schweiz zu einem Ganzen vereinigen. Mannhaft hat es mit dieser Aufgabe gerungen. Mit glücklichem Griff hat man eine den verschiedenen Dialekten unterliegende Grundform der Wörter zum Stichwort gemacht und das davon nur lautlich Abweichende an alphabetischer Stelle dahin verwiesen. Durch die typographische Hervorhebung jedes Stichwortes und die Sonderstellung jedes einzelnen Artikels ist die Übersichtlichkeit sehr gefördert worden. Nach dem Stichwort folgt zuerst die Aussprache der einzelnen Landesgegenden, hierauf die Anwendung des Wortes

nach seinen verschiedenen Bedeutungen; und zwar hat im allgemeinen die lebende Sprache den Vortritt, dann schließen sich in historisch-chronologischer Reihenfolge die Belege aus der Litteratur an. Den Schluß des ganzen Artikels bildet eine kurze etymologische Erörterung. Die Beispiele aus der lebenden Volkssprache sind reichlich und in großer Mannigfaltigkeit vertreten; aber auch die schweizerische Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ist ergiebig ausgebeutet, was dem Werke zur höchsten Zierde gereicht und ihm erst die solide Basis und wissenschaftlichen Wert verleiht. So finden denn Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher im Idiotikon Aufschluß über veraltete Ausdrücke ihrer Urkunden, der Naturforscher eine Fülle besonderer Bezeichnungen für die Beschaffenheit des Landes, für Tiere und Pflanzen, der Theologe ein Hilfsmittel bei der Lektüre altkirchlicher Litteratur; jeder Gebildete aber kann Belehrung und Unterhaltung schöpfen aus den Artikeln, die alten Glauben und Brauch der Bewohner der verschiedenen Landesteile betreffen. Das ganze Werk wird ein treuer Spiegel des eigenartigen Lebens und Geistes unseres Volkes sein.

Hatten nun die Redaktoren vollauf Grund, mit dem lauten Beifall, den ihre Arbeit allerorten fand, zufrieden zu sein, so wollte es Staub doch immer noch nicht recht gelingen, einen gewissen Schatten, der schon lange auf seiner Seele lag, zu verschrecken. Nach seiner Ansicht hätte man niemals vor den Thüren der Regierungen betteln und damit die Bahn absoluter Unabhängigkeit und Freiwilligkeit verlassen sollen. „Was für einen Triumph,“ schreibt er seinem Freunde Frei, „hätte die Republik gefeiert, wenn die Unterstützung der einzelnen Bürger es ermöglicht hätte, eines Tages das fertige Werk der Bundesversammlung als Geschenk auf den Tisch zu legen! Leider scheiterte dieser schöne Plan an der Blödigkeit dessen, den die Antiquarische Gesellschaft zum Redaktor gepreßt hat. Ich war nicht der Mann, mir fehlte die Feder und die Gabe der Rede, um eine solche Idee in Fluß zu bringen. Nun, da das Unternehmen seine Jungfräulichkeit preisgegeben und so viele Unterstützung von den Regierungen genossen hat, liegt auch für meine individuelle Ansicht die Frage der Fortsetzung der Subventionen in einem andern Lichte.“ Staubs schöner Traum mußte jetzt vor der nüchternen Berechnung weichen, daß mit der stolzen Verzichtleistung auf finanzielle staatliche Unterstützung die Vollendung des Planes „in unabsehbare Ferne gerückt, sein Genuß der jetzt lebenden Generation vorenthalten und das Gelingen und der Ausbau überhaupt vielen Störungen und Beeinträchtigungen bloßgestellt würde.“

Aber nicht nur die Regulierung der finanziellen Seite des so folgenschweren Unternehmens kostete Staub, der übrigens mehr als zehn Jahre lang ohne jedes Entgelt für das Idiotikon gearbeitet, ja sogar ungezählte Opfer aus seiner eigenen Tasche für dasselbe gebracht hatte, große Selbstüberwindung, sondern mehr noch der Umstand, daß das Werk inhaltlich

weit beschränkter gestaltet und gefaßt werden mußte, als es in seines Gründers Plan und Wunsch gelegen hatte. So schreibt Staub unterm 29. November 1880 in sein Tagebuch: „Bei jeder Beratung muß ich etwas von meinen Ideen opfern.“ An einer andern Stelle heißt es dann freilich wieder: „Die warme Freundschaft, mit welcher Schweizer, Grob und Frei zu mir stehen, läßt mich alle Unbill durch Unverstand, ja wäre sie durch bösen Willen zugefügt, vergessen und mißachten, und ist mir ein süßerer Lohn für meine Leistungen als aller Sold, den man mir anbieten möchte.“

Das erste Heft des Idiotikons und auch die nächstfolgenden Lieferungen wurden von Staub und Tobler allein redigiert; bald aber konnte man infolge der Aufmunterung durch den hohen Bundesrat das Redaktionspersonal verstärken. Sollte nun das Wörterbuch den einheitlichen Charakter bewahren, so mußte das Manuskript der verschiedenen Redakteure der Schlußredaktion eines einzigen unterworfen werden; diese Aufgabe fiel natürlich Staub zu, und er entledigte sich ihrer bis zu seinem Tode mit feinstem Takt und größtem Geschick. War ihm ja doch eine geradezu einzig dastehende Kenntnis unserer so mannigfaltigen Mundarten, sowie unseres Volkslebens überhaupt eigen; beherrschte er ja doch das ganze ungeheure Material, das im Bureau des Idiotikons aufgehäuft lag, wie kein zweiter! Mit einer Sicherheit ohnegleichen wußte er als Chefredakteur das echte, aus dem Volke stammende, einheimische Sprachgut von dem unechten, gemachten, fremden zu scheiden. Und diese seine Kenntnisse suchte er noch täglich zu erweitern, indem er mit den auswärtigen Mitarbeitern, die er oft und gern unter seinem gastlichen Dache bewirtete oder beherbergte, so viel als möglich mündlich verkehrte, oder auf wiederholten Reisen die Gebirgsschweiz recht eigentlich absuchte, um an Ort und Stelle das Ohr an die eigentümliche Lautgebung zu legen, die er mit ungewöhnlich feinem Gehör auffing und dann in treuem, kaum je versagenden Gedächtnis bewahrte. Dabei verstand er es vorzüglich, mit dem Volk in vertrauliche Berührung zu treten und dem manchmal zugeknöpften Wesen, ja Mißtrauen der Leute beizukommen, „bis der Quell zu sprudeln begann, aus dem er mit voller Hand seine Schätze schöpfte“. Überall wußte Staub die gleiche Liebe zum schweizerischen Volkstum zu entflammen ohne Ansehen des Berufes oder Standes, der Konfession oder politischen Partei. Welch herzliche Beziehungen er z. B. mit einer Reihe katholischer Priester unterhielt, mögen, statt weiterer Belege, folgende Worte beweisen, die P. A. V. am 7. August 1896 aus dem Stift Engelberg an die Witwe des eben Verstorbenen richtete: „Wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel hat mich die ebenso unerwartete als schmerzliche Nachricht von dem Tode Friedrich Staubs getroffen. Sie, verehrteste Frau, haben Ihren innig geliebten Gatten, Ihre Kinder den besten Vater, ich meinen treuesten Freund, das schweizerische Idiotikon seinen Be-

gründer, seinen unermüdlichen Arbeiter und Hauptredaktor verloren, — für Alle diese ein schwerer, unersetzlicher Verlust!“

Daß Staub namentlich größere wissenschaftliche Kreise zur Unterstützung und Förderung des schweizerdeutschen Wörterbuches zu gewinnen suchte, versteht sich von selbst. Auch das gelang ihm sehr wohl. Schon im August 1873 beschloß die „Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft“, dem Idiotikon volle Beachtung und thatkräftige Hilfe zu teil werden zu lassen. Ebenso zeigte sich der „Historische Verein der fünf Orte“ dem im Wurfeliegenden Werke gewogen. Am 5. Oktober 1873 sprach Staub im Interesse des Idiotikons vor den in Zürich versammelten Gymnasiallehrern über „die Vokalisierung des N bei den schweizerischen Alemannen“. Dieser nach Form und Inhalt mustergültige Vortrag erschien dann 1874 als erweiterte Abhandlung im 7. Bande von Frommanns Zeitschrift: „Die deutschen Mundarten“ und erntete von berufener Seite reiches Lob.

Im Zusammenhang mit Staubs Thätigkeit für das Idiotikon steht sein eifriges Sammeln von handschriftlichen, gedruckten und bildlichen Darstellungen vaterländischer Sitten, Gebräuche und Trachten, Persönlichkeiten, Gegenden und Ereignisse aller Art. So erwarb sich der mit feinem Spürsinn ausgerüstete Mann im Lauf von Jahrzehnten eine ungemein reichhaltige und kostbare Sammlung von Helvetica, die wahrscheinlich bald in den Besitz des Bundes übergehen und einst eine Zierde der Landesbibliothek bilden wird. Auf die Gründung einer solchen aber hat Staub großen Einfluß ausgeübt, über deren Einrichtung in einer ausführlichen Denkschrift an das eidgenössische Departement des Innern sich ausgesprochen und für die Bibliographie der schweizerischen Landeskunde die Bearbeitung der mundartlichen Litteratur selbst übernommen. Leider wurde er vom Tode abberufen, bevor er diese Zusammenstellung abgeschlossen hatte.

Daß neben einer so ausgiebigen Wirksamkeit im Dienste des Idiotikons und des Vaterlandes von anderweitiger litterarischer Thätigkeit bei Staub kaum die Rede sein konnte, ist begreiflich. Immerhin fand er noch Zeit, im Jahre 1879 für A. Israels „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts“ eine Ausgabe von Zwinglis Lehrbüchlein in der vom Verfasser selbst herrührenden deutschen Übersetzung zu besorgen und erläuternde sprachliche Anmerkungen hinzuzufügen. Ferner übernahm er bei der Herstellung der Jubiläumsausgabe von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ (1881—84) insbesondere die Bereinigung des Textes und dessen sprachliche Erklärung.

Daneben versäumte er keine Gelegenheit, seine Kenntnisse, namentlich auf fachwissenschaftlichem Gebiet, zu vermehren, und war redlich bemüht, mit den germanistischen Forschungen Schritt zu halten. So sah man ihn noch in den letzten Jahren seines Lebens als aufmerksamen Zuhörer auf den Bänken unserer Hochschule. Auch war er ein sehr eifriges Mitglied

der „Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich“ von ihrer Gründung an bis zu seinem Tode.

Das Idiotikon schritt unter Staubs Chefredaktion bis zum 32. Heft vor; dann legte sich der treue Forscher zur ewigen Ruhe nieder. Die Vollendung des Wörterbuches sollte er nicht erleben, doch nahm er den schönen Trost mit sich ins Grab, daß die Fortsetzung des großen Werkes in guten Händen liege. Wir aber dürfen auf ihn die Worte anwenden:

Exegit monumentum aere perennius.

Zweites Blatt.

Dr. Fritz Staub. Ein schwerer Verlust hat das Vaterland getroffen: Dr. Fr. Staub, der unermüdbliche Leiter des schweizerischen Idiotikons, ist 70jährig in Fluntern gestorben. Man wird die Bedeutung des Verstorbenen erst recht würdigen, wenn, vielleicht in einem Jahrzehnt, das monumentale Werk, dem er sein Leben geweiht hat, vollendet sein wird. Denn es ist ein großes Glück, daß die Sammlung der schweizerdeutschen Sprache gerade im rechten Moment den rechten Mann fand. Würde das Unternehmen erst heute beginnen, so wäre ein charakteristischer Teil unserer Sprache nicht mehr vorhanden; wäre zu früh angefangen worden, so hätte die wissenschaftliche Verarbeitung Schaden gelitten. Dr. Staub hat länger als

1. August 1896

ein Menschenalter unaufhörlich gesammelt; jeder Ausflug, jeder Gang stand in Beziehung zum Idiotikon. Die Volksseele lebte und webte in ihm. Aber nicht bloß aus dem Munde der Lebenden hat er geschöpft; er besaß auch eine Sammlung von Helvetica in Schrift und Bild, um die ihn unsre größten Bibliotheken beneiden könnten. Mit dieser Kenntnis des Realen verband Staub eine solide philologische Bildung. Er hatte in frühern Jahren einem Erziehungsinstitut in Männedorf vorgestanden und hat sich im Auslande mit den modernern Fremdsprachen auch praktisch vertraut gemacht.

Seit Jahren litt Staub an teilweiser Erblindung, die ihm mit der Zeit das schriftliche Arbeiten mehr und mehr unmöglich machte. Aber deswegen war er doch alle Tage seine sechs Stunden auf dem Bureau des Idiotikons. Ohne das könnte er nicht leben, äußerte er einmal zum Schreiber dieser Zeilen. Und er war auch so unentbehrlich. Auf jede Frage der Mitarbeiter mußte er Auskunft, und vor seiner Autorität schwannten etwaige Differenzen unter ihnen. Jeder Artikel wurde ihm vorgelesen, und sein Wissen und sein gesunder Verstand erkannte leicht Abstruses und Unwahrscheinliches.

Was Staub als Mensch betrifft, so muß der

Schreiber dieser Zeilen bekennen: er hat noch keinen
bessern getroffen. *Πατήρ ως ήπιος ήεν!* Aller Ge-
lehrtenbüchel, aller Meid war ihm fremd; er hatte es
nicht einmal gern, wenn man ihn Herr Doktor titulierte.
Die Früchte seiner Sammlungen stellte er andern mit
absolutem Zutrauen zur Verfügung. Er hatte keinen
andern Ehrgeiz als den, etwas zur Ehre des Vater-
landes zu thun. Denn er war ein Schweizer vom
Wirbel bis zur Zehe, und es schmerzte ihn tief, mit
ansehen zu müssen, wie aus dem ehemaligen ersten
Stande der Eidgenossenschaft nach und nach ein inter-
nationaler Herentessel wird. „Wo wir mit unserer
Arbeit und mit unserm Geld ein warmes Nest bereitet
haben, da setzt sich der fremde Kukul hinein“.

Als 1891, gerade 5 Jahre vor seinem Tode, der
Klang aller Glocken im ganzen Lande das 600jährige
Bestehen des Schweizerbundes verkündet hat, da mußte
Staub weinen wie ein Kind, denn er hatte die Ah-
nung, daß sie im Jahr 1991 nicht mehr läuten wer-
den. Er war zu tief in die Geschichte unseres Landes
eingedrungen, zu innig verwoben mit der Sitte und
dem Denken des Schweizervolkes, um nicht zu wissen,
daß mit der absichtlichen oder unabsichtlichen Beseitig-
ung des historisch gewordenen kantonalen Lebens jedes-
mal wieder ein Stück Schweizertum verloren geht.

Ein ungekünsteltes und unerschütterliches Gottver-
trauen und ein musterhaftes Familienleben haben den
Verstorbenen harte Schicksalsschläge mit Ruhe ertragen
lassen. Den Seinigen und seinen Freunden wird der
gute Vater, der treue Eidgenosse unausschließlich im Ge-
dächtnisse bleiben.

A. S.